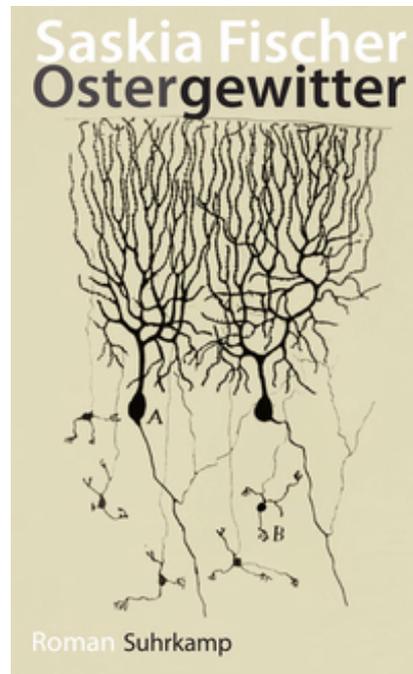


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Fischer, Saskia
Ostergewitter

Roman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42280-9

SV

Saskia Fischer
Ostergewitter

Roman

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2012
© Suhrkamp Verlag Berlin 2012
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42280-9

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Ostergewitter

*Ein Ostergewitter? Es kann nicht sein,
Durch die hohen Fenster fällt Sonnenschein.*
Theodor Fontane

Lenin, sage ich auf Mutters Diagnose hin, war am Ende ein einziger Krampf. An Schnüren aufgehängt, stelle ich ihn mir vor, die Arme und Beine zucken; Gott, den er sein Leben lang zu vernichten suchte – ein rachsüchtiger Puppenspieler. Die Syphilis fraß ihm Löcher ins Hirn, die Schlaganfälle häuften sich und die epileptischen, bis er eines frühen Wintermorgens von einem fünfzigminütigen Grand Mal geschüttelt und von einem gänzlich ideologiefreien Grand Mort in einem majestätischen Schnabel davongetragen wurde.

Mutter schlitzt die Augen, nein, so was, sagt sie, dieser Bolshewistenspitzbart, wo kommt der denn auf einmal her?

Im Gegensatz zu Lenin, der bettlägerig war, habe ich am Tisch gegessen, wild mit den Füßen getrampelt, bin mit blau angelaufenem Gesicht zur Seite gegen Feindtlings Schulter gekippt und habe zum Fürchten Grimassen geschnitten. Christian hat Amina am Arm gepackt, los, raus hier! gerufen, als sei Fliegeralarm, sagt Mutter. Hast geschnaubt wie ein Tier. Mit zusammengebissenen Zähnen. Der Speichel zwischen den Lippen – rosa Blasen. Vom Zungenbiss. Richtiger Schaum.

Soso, gegen Feindtlings Schulter. Wie rührend! Als stecke ein Anlehnungsbedürfnis dahinter. Ausgerechnet an ihn, den ich ablehne wie nichts sonst. Ausgerechnet am Ostersonntag-mittagstisch, zur Feier der Auferstehung.

Mutter beugt sich über das Sofa, auf das man mich gehievt hat, und zückt ein patronenähnliches Lämpchen. Sie wird mir doch nicht die Augen ausbrennen! Das Ding sieht aus wie Aminas Laserpointer, mit dem sie gern einen roten Punkt an die

Wand wirft, weil dann die großelterliche Katze danach springt. Aber nie in die Augen damit, Amina, hörst du! Doch das Licht ist weiß und Mutters Krankenschwesterstrenge professionell, nicht tückisch. Ich muss meinen Namen sagen, mein Alter, den Wohnort – korrekt. Mein Blick folgt ihrem Zeigefinger von links nach rechts und wieder zurück, der Puls ist normal, die Blutdruckmanschette quetscht meinen Oberarm: niedrig.

Aleit, sagt sie, du musst einen Termin für eine Kernspin machen. Vielleicht ein Tumor. Veranlagung. Man weiß nie. Aus der Michael-Familie.

Natürlich, alles Krankhafte kommt von meinem Vater. Die sieben Jahre jüngere Hendrikje hingegen, Halbschwester und vom genetisch offenbar einwandfreien Stiefvater, führt bis auf pubertäre Ohnmachtsanfälle und eine viel zu früh geschlossene Ehe mit viel zu langer Scheidungsphase in den Augen unserer Eltern ein kerngesundes Leben mit Hauskauf, Neumann, Nagelneuauto und in solider Anstellung. Stadtverwaltung, da schlummern noch Talente. Während ich als Hausfrau ohne Haus und ohne mich je als Frau an der Seite eines Mannes, überhaupt eines Menschen, anfangs nicht einmal meiner Tochter, betrachtet zu haben, hochschädliche Anlagen in mir trage, das hat man aber der Abstammung wegen kommen sehen. Als Kind von so einem ist man nicht ganz normal, und das gerät mir gleich nach dem Aufwachen und dem ollen Lenin in den Kopf, dass sie jetzt wieder etwas zu lästern hat über die väterliche Seite meiner Herkunft. Weil der Vater und seine Verwandtschaft für DDR-Begriffe Sonderlinge waren, kirchennah und mit Privatbesitz. Musisch. Das scheint die schlimmste Eigenschaft. Weil der Sohn aus zweiter Ehe Pfaffe wurde, wie sie das nennt, und die Tochter Gesangsblättchen verteilt. Dinge, die ich ihr aus dem einzigen je geführten Telefonat mit Michael

erzählt habe und die sie mir im Mund verdreht. Ich rief ihn letztes Jahr zu seinem Sechzigsten an, er stand im Telefonbuch. Der Sohn lehrt evangelische Theologie, und die Tochter verteilt keine Gesangsblättchen, sondern ist Organistin und Kantorin aus hochkarätiger Gewandhausschmiede. Und ich bin keine Hausfrau, sondern eine abgebrochene Universitätskarriere mit ungebrochener Geduld in Sachen Familie. Christian gestikuliert draußen auf der Terrasse. Er hat offenbar schon gepackt und kann es kaum abwarten loszufahren.

Feindtling hantiert nervös in der Garage. Er registriert, dass ich aus dem Haus komme und ins Auto steige, er hustelt, aber er dreht sich nicht um, er vermeidet es, meine Mutter anzusehen, die mir die Tür aufhält, er drückt auch Aminas Hand zum Abschied nicht, mehr darf er von ihr ohnehin nicht anfassen. Dieses Ehepaar lebt wirklich in idealer Symbiose: Während die Mediziner Mutter stets die Symptome aufzählt, dieses marode, jenes defekt, benimmt ihr Mann sich wie ein nicht anschlagendes Medikament: in Deckung gehen, herumschleichen, Ausflüchte suchen.

Meine Eigenstrombehandlung ist mir offenbar gut bekommen, ganz neue Ansichten ..., ach was, uralte, bloß neue Töne. Elektroschockanwendungen in der klinischen Psychiatrie, glaubte ich immer, würden die Patienten dummlich machen und in sich gekehrt. Aber im Gegenteil, meine hier schüren die Familienglut! Ich wache auf und fürchte meine Mutter. Ich trete hinaus und sehe ihren mir verhassten Mann. Als hätte man meine gerissenen Kindheitsnerven wieder zusammen gelötet, und jetzt stehe ich in Flammen. Ich würde ihnen gern dazu passend die Zunge rausstrecken, aber jede Bewegung im Mund schmerzt, die gesamte rechte Seite der Zunge ist angeschwollen und wie ausgefranst.

Amina sitzt schon in ihrem Kindersitz hinter mir, dann

kann es ja losgehen, einen Termin für Aleit, sagt Christian zum Fenster hinaus, ja, wir rufen dich an, und hebt die Hand zum Gruß. Feindtlings Kopf taucht kurz im dunklen Garagenviereck auf, aber da biegen wir auch schon um die Ecke. Christian sagt, paar Stündchen früher nach Hause ist doch kein Beinbruch, hm?, und drückt bereits auf der Landstraße ordentlich aufs Gas und schaltet ins ruhiger laufende E.

Christian wischt mir mit einem feuchten Waschlappen den Mund ab, das Kinn, und ich sehe am Stoff: schon wieder Blut! Was ich dann sehe: die Deckenlampe im Wohnzimmer meiner Eltern. Wir sind doch von hier weggefahren. Ich hatte dieses E angestarrt; ich erinnere mich, es gedreht und gewendet zu haben zu einer Drei, Musik und Harmonie, die Drei und das E, vielleicht lief im Radio ein besonderes Lied, oder es sind mir die *Drei Hasen im Schnee* eingefallen, mein erstes Kinderbuch, in Versen geschrieben. Ich brachte mir mit fünf oder sechs Jahren damit das Lesen bei, ich sagte die Wörter auswendig auf und verglich die Laute mit dem Schriftbild. Ach, all die As, die ich in der *Freien Presse* mit einem Stift einkreisen musste, eine allabendliche Strafarbeit meiner Mutter, wofür eigentlich? Es hätte mir den Spaß am Lesen lernen gründlich verderben müssen, tat es aber nicht, die Wörter gefielen mir, wenngleich ich deren Inhalt nicht verstand, und Trotz und Auflehnung hätten die Strafarbeit nur noch vermehrt. Das also war es, was innerlich verkümmerte, die Lust auf Revolte, und nun prescht sie hervor nach mehr als dreißig Jahren, entstellt und bissig, eine Anomalie, na, wenn das nicht ein schönes Nervenleiden ist, da steckt richtig Bums dahinter. Christian sagt, ich habe im Auto mit den Füßen aufgestampft und den Oberkörper mehrmals mit voller Wucht gegen die Rückenlehne geworfen, die eingenicke Amina sei davon aufgewacht,

habe aber zum Glück nichts gesehen, kein fratzenschneidendes Muttergesicht.

Sie kommt herein und kann mich nicht auf dem Sofa liegen sehen. Sofort will sie Fahrstuhl spielen. Ich ziehe die Knie an, und sie legt sich mit dem Bauch auf meine Fußsohlen, ich muss sie mindestens sieben Etagen hoch und runter bewegen.

Nicht jetzt, sagt Christian und hält sie mir vom Leib. Meine Waden schmerzen vom Krampf. Ob ich heute noch mal auf die Beine komme?, frage ich. Keine Sorge, sagt Christian, er habe bereits wieder ausgepackt.

Warum hast du mich nicht in ein Krankenhaus gebracht?, frage ich. Vielleicht ein Gehirntumor, und jede Minute zählt.

Weil man dich dort behalten hätte und ich mich dann ein, zwei Wochen um Amina kümmern müsste, was schlichtweg gerade nicht geht, du weißt doch, meine Projekte, winselt er.

Deine Projekte!, schieße ich zurück.

Ja, ein Projektil gegen seine Projekte. Unmöglich, einen Streit zu beginnen, wenn Amina dabei ist, und er geht auch schon mit ihr hinaus in den Garten. Ganz recht, hütet euch vor meinem bis zur Ausrenkung beißwütigem Kiefer, vor meiner gespaltenen Zunge. Der Herr Projektleiter sitzt den lieben langen Tag in seinem Luftschutzkeller, seinem Büro im Souterrain, wo er lichtlos und erfolglos an seiner Karriere als Grafiker bastelt, wie er sagt, bastelt. In der Sodomazoszenesprache nennt man das Umbauen von unauffälligen Wohnmöbeln zu sessions-tauglichen Hänge- und Streckvorrichtungen *basteln*. Ob er sich da unten in seiner Selbstfolterkammer an seinen Scheinselbstständigen-Schreibtisch mit den einklappbaren Beinen nagelt? Sein persönliches Andreaskreuz? Er liebt die Selbstkasteiung, er verliert sich den ganzen Tag mit seinem Schmerz. Unsere Rücklagen sind aufgebraucht, und er animiert besten-

falls Radiergummitürmchen, ich weiß nicht, was er tut, nur, dass keine Spots zustande kommen, keine Aufträge, das ist wirklich ein Grund, Anfälle zu bekommen. Wie soll ich über den Tod von Diktatoren schreiben, deren Bestattung und die Rituale des Gedenkens, wenn ich mich bis zur Selbstaufopferung von diesem Elendshäufchen dort unten diktieren lasse! So demotiviert, wie Sie sind, sagte meine Professorin unlängst, kriegen Sie nie ein Stipendium, ich hörte demontiert und demoliert, nichts ist konstruktiv in meinem Leben, das sehe ich nicht erst seit heute Mittag so. Letzten Dienstag, der Steuerberater, der eine Aushilfe suchte: Solarfackelumgrenzte Kieswege führten mäandernd zum großzügig ausgebauten Souterrain hinab und zu drei weiteren Mitarbeitern, die aber nicht anwesend waren. Stattdessen kamen drei kleine Mädchen hereingestürmt und bäugten mich, als hätte ich mich als Haushalts- oder zur Nachhilfe beworben, ich sah die Verquickung schon vor mir, das Private und das Steuerrechtliche, so schwer saß das Eigenheim mit der Mittagessen kochenden Ehefrau auf der Kellerkanzlei drauf. Wie in einem Dampfkochtopf gefangen fühlte ich mich und lief, roh Tschüss sagend, davon. Christians Souterrain ist der Abstellraum eines Mehrfamilienhauses, Spinnweben, Sperrmüll und eine schmutzige Lochplatte vor dem Lukenfenster. Dorthin verirrt sich kein Töchterchenlachen und keine Doktorandin, keine einzige Idee kommt hereinspaziert oder hinuntergehüpft. Er sagte einmal, er kiffe dort unten, das kappte die Spitzen, und nun weiß ich auch, was meine Spitzen kappt, welches Weg-Beam-Manöver mein Gehirn für mich entwickelt hat.

Ich habe am Abend im Schlaf einen weiteren Anfall gehabt, sagt Christian beim Frühstück, den dritten. Im Wohnzimmer auf dem Sofa. Er habe dort mit meiner Mutter gerade ferngesehen. Ich sei danach aber ansprechbar und fähig gewesen, ins Bett zu gehen, sagt er.

Gut, von Lenin weit entfernt. Kein Status Epilepticus, solange es Intervalle gibt und Schlaf auf die Anfälle folgt. Die westliche Forschung berichtet, dass Lenin ein charismatischer Säufer war, den die Frauen anhimmelten, mit nichts als Massenexekutionen im Kopf. Schon Pawlow bimmelte mit seinem Alarmglöckchen, die Revolution sei von einem Irren mit syphilitischem Hirn durchgeführt worden, das ist natürlich umstritten. Ebenso, dass sich Mademoiselle Liberté während seines Pariser Exils in seine Denkwindungen, ja, in die ganze russische Historie eingraviert hat. In Moskau, wo er immer noch aufgebahrt und hohlen Kopfes in seinem Mausoleum liegt, verschweigt man die Ursache seiner Epilepsie. Ein polygamer, sexsüchtiger und neuronal lädierter Revoluzzer taugt unmöglich zum Heldentum. Am Ende wurde er mit Salvarsan behandelt, einer unzureichend erprobten Arsenverbindung; sie stoppte die Durchlöcherung des Hirns, ätzte jedoch Risse in die Venen, innere Blutungen, ach, ihm blieb gar nichts anderes übrig, als sich einen raschen, finalen Groß-Anfall zu wünschen.

Feindtling kommt in die Küche in Unterhose und T-Shirt, er stellt eine Tasse Milch in die Mikrowelle, zieht sich die knappsitzende Unterhose abwechselnd vorn aus dem Schritt und hin-

ten übers Gesäß, es macht einmal Bing!, und man ist froh, dass er endlich Platz nimmt. Er hat ein eigenes Zimmer, Rikjes früheres Kinderzimmer, in dem er seit Jahren von meiner Mutter getrennt schläft, fernsieht und in staubigen Vitrinen Ferrarimodelle sammelt. Er ist direkt nach uns aufgestanden, aber er braucht länger im Bad als eine pedantisch auf ihr Äußeres achtende Frau. Dabei ist und bleibt er schmierig und verschmiert. Er schwärzt sich die grauen Schläfen mit Wimperntusche, seine Wangen sind fleckig nach Schornsteinfegerart, die Spuren auch am Handtuch unübersehbar, es hängt am Haken wie ein dreckiges Arbeitshemd, man hat Angst, es im Vorbeigehen zu streifen. Dann eine Rasur, die keine ist: Mit einer Pinzette zupft er offenbar alles Sprießende, Überschüssige aus den Poren, um den Vergrößerungsspiegel herum liegen seine Barthaare, vielleicht zwickt er sich dabei ungeschickt in die Haut, vielleicht entzünden sich die kleinen Wunden von dem verkeimten Werkzeug, dem schmutzigen Handtuch, er sieht jedenfalls aus wie ein Pubertierender, die Mund-, Kinn- und Halspartie voller eitergefüllter Pustel.

Jetzt tunkt er bereits den dritten Schokokeks in die warme Milch, der schneller aufweicht als gedacht, er fällt ihm halb aus dem Mund, auf den Tisch zu den anderen Krümeln und Stückchen, er schlürft die Flüssigkeit aus dem Bissen wie ein Zahnloser, zurückgeplumpste Brocken schwimmen in der Tasse, überall klebt Schokolade, am Tassenrand, am Henkel, und Amina findet diese Sauerei ganz große Klasse und will auch eine warme Milch und darin aufgeweichte Kekse. Und Mutter, die meinen angewiderten Blick deuten kann, sagt, da siehst du mal, was ich hier mitmache schon mein halbes Leben.

Selber schuld, denke ich. Diese Schmierenkomödie! Ich setze mich in der Hofeinfahrt auf die Bank und blinzele in die Sonne. Ich kann Mutter nicht bedauern. Spätestens nachdem

auch Rikje ausgezogen war, hätte sie sich von Feindtling trennen können, sie hatte immer eigenes Einkommen, aber da war erst der Hund, dem der scheidungskindähnliche Knacks nicht zuzumuten war, und als es den nicht mehr gab, waren es plötzlich das Haus und der Garten, die sie zurücklassen müsste, was lächerlich ist, sie gehören ihr nicht einmal, die beiden wohnen zur Miete, eine Hausmeisterwohnung, ein Hausmeisterhaus, kein Juwel, aber ein Idyll, zumindest nach Südwesten hin, wo der 60er-Jahre-Betonklotz von Schule nicht im Sichtfeld steht, sie müssen sich ohnehin davon trennen zu Feindtlings Pensionierung in sechs Jahren. Ich sehe es kommen, irgendwann demnächst wird Rikje dazwischenfunken und endlich Nachwuchs haben, dem dann der scheidungs-enkelkindliche Knacks nicht zuzumuten ist, so viel Mitgefühl hätte *ich* einmal abkriegen sollen!

Feindtling hausmeistert eintausend Kinder zwischen zehn und neunzehn Jahren, an die hundert Lehrer, zwölf, vielleicht fünfzehn Reinigungskräfte, das Putzgeschwader, wie Mutter sie nennt, die passen zu ihm, sagt sie, die lassen sich von ihm begripschen, unten im Aufenthaltsraum zwischen den großen Industriewaschmaschinen und den stinkenden, schmutzigen Wischmobs, aber dort gewesen ist sie nie. Auch ein linkischer Kollege, zwei Ein-Euro-Jobber und drei Mensaangestellte sind ihm unterstellt, er mache seine Sache gut, heißt es, siebzehn Jahre schon, keine Klagen.

Rikjes weißer Roadster kommt offenen Verdecks in die Einfahrt gebogen mit Rikje und dem Neumann drin, Marcel. Sie haben das Mittagessen gestern verpasst, weil sie bei Marcells Eltern eingeladen waren, und Rikje sagt, nachdem Mutter sie am wieder tadellos sauberen Küchentisch über mich aufgeklärt hat, dass mein Auftritt bei ihnen Samstagabend bestimmt ein Vorbote gewesen sei. Ich sage: Feiertagsstress. Dass Feindtling-

stress der Grund war, sage ich nicht. Christian war nach unserer Ankunft regelrecht auf der Flucht, vom Auto sofort in Feindtlings Garage, von dort unter den Wagen mit einer Zange und einem Draht, um den heruntergerutschten, die ganze Fahrt über scheppernden Auspuff provisorisch hochzubinden, dann ins Haus, ins Wohnzimmer, in die Puppenecke zu Amina, wo ihr Ostergeschenk, eine Spielküche, aufgebaut werden musste, von dort weiter zu Rikje und Marcel, einem Joint, was weiß ich. Ich versprach, nachzukommen, brachte Amina ins Bett in meinem früheren Zimmer, das ich aber nie bewohnt habe, ich war bereits ausgezogen, als Feindling den Hausmeisterposten samt Haus übernahm. Ich steckte drei Flaschen Bier in einen Rucksack, unterwegs lief ein Schwarzafrikaner vor mir her, nichts Ungewöhnliches, seit Jahrzehnten steht hier ein einzelnes betonfahles Asylantenheim zwischen den adretten Eigenheimen. Ich überholte ihn, und weil er mir dann auf den Fersen zu bleiben schien – was sonst sollte er tun, er ging nun einmal hinter mir –, schrie ich ihn an, ich drohte mit irgendetwas, Teufel, der mich ritt, ich rannte, die Bierflaschen stießen aneinander, ich erreichte Rikjes Haus, klingelte aber nicht vorn an der Eingangstür, sondern schlich, ich weiß nicht warum, durch den Garten nach hinten, stand plötzlich auf ihrer Terrasse, sie erschrakten furchtbar, diese Gestalt da hinter der Glasfront, das Bier lief aus meinem Rucksack, im Nu stand ich in einer Pfütze mitten im Wohnzimmer, der Hintern nass, die Hosenbeine, ich durfte nur mit Handtüchern unter mir auf der Couch Platz nehmen, und Christian dachte, ich sei schwer betrunken, aber ich hatte nur Saft zum Abendbrot, was Mutter später bestätigte. Er brachte mich im Auto zurück, ich schlief gut oder schlecht, ich weiß nicht, ich schlafe, wenn ich hier zu Besuch bin, neben Mutter im Ehebett auf der Feindlingseite, da kann man gar nicht schlecht genug schla-

fen, in seinem früheren Bett, die Feindlingskörperreste in der Matratze; Christian muss sich, wenn er Amina und mich hierher begleitet, umständlich das Sofa im Wohnzimmer auseinanderfalten, und es ist Mutter auch nicht recht, wenn wir gemeinsam darauf schlafen, Christian und ich, wir könnten den Bezug beschmutzen, oder ein Sofabein bricht, ich weiß nicht, was sie sich denkt. Ich hörte weder ihr Hereinkommen noch ihr Schnarchen, und nach dem Aufwachen am nächsten Morgen spürte ich den ganzen Tag über das, was man in der Epilepsieanamnese, wie ich jetzt erfahre, eine Aura nennt. Mir wird plötzlich klar, ich kenne diese Auren seit fast zwanzig Jahren, ohne je geahnt zu haben, dass es eine Verbindung gibt zu so etwas wie einem Krampfanfall. Mutter ist ganz in ihrem Element: Sie googelt wie ein Weltmeister und füllt ihre Wissenslücken, Prodromi nennt man die Vorboten mit vorübergehender Wesensveränderung. Solange es um Medizinisches geht, ist sie mitteilnehmend und präzise. Ich würde sie gern nach Feindtling fragen, nach früheren Zeiten, meinem wesensverändernden Hauptprodrom, als sie jede Hilfe unterließ, und zu dem sie bis heute schweigt wie ein Grab. Die Auren haben alle mit Wasser zu tun, was man nicht ergoogeln kann, Mutter, nur erinnern, kein Brandungsgeräusch, nicht Angst vorm Ertrinken, sondern vor Badezimmern und beschlagenen Spiegeln. Ich sehe hinein, erkenne mich nicht, und blitzschnell springt in der Magengrube ein steinharter Kern auf, Heißes stürzt aufwärts: Brechreiz, Ohrensausen, Hyperventilation. Ich erinnere keinen Badezimmervorfall, kein Duschkabinenereignis, niemand besaß früher in der DDR einen Wannenaufsatz oder eine Faltwand, wir duschten nicht, wir wuschen uns. Mich überkam gelegentlich eine Schwimmhallenübellaunigkeit, wenn sich wasserspeiende Köpfe am Beckenrand zeigten, das ist alles, was mir dazu einfällt, ich bin zudem eine gute Schwimmerin.

Ich gehe wieder hinaus auf den Hof, Barry, Rikjes weißer Schnauzer, drückt sich vor dem Türschließen noch schnell durch den Spalt und springt zu mir auf die Bank. Braver Barry. Barry White. *You're the First, the Last, My Everything*. Anfang der Achtziger, Feindtling hatte Mittagsschicht und kam erst um elf Uhr nachts vom Schacht nach Hause. Mutter hatte am Abend angefangen, die Schrankwand von innen zu reinigen, die Utensilien standen überall im Wohnzimmer herum, Vasen, Gläser, Kaffeegeschirr, ich sah ihr zu, wie sie die Kassette drehte, und sang mit, was an Lauten, ohne Englisch zu können, überhaupt nachzuformen war. Sie trank zwei oder drei Biere aus der Flasche und tanzte mit mir, sie setzte sich, nahm mich auf den Schoß und drückte mich an sich, ob ich Papa Michael noch lieb habe, fragte sie, was gemein war, denn ich kriegte ihn nie zu Gesicht. Sie fragte auch nicht, weil sie sich plötzlich für mein Seelenleben interessierte, sondern weil das Bier sie sentimental machte, sie hing ihrer ersten Ehe nach, ihrem ersten Liebes-Desaster, verglich vielleicht den einen Mann mit dem anderen, denn ihre Stimmung schlug plötzlich um, sie stieß mich von sich und herrschte mich an, weshalb ich nicht im Bett sei, aber da muss bereits ein anderes Lied vom Band gelaufen sein, Barry Whites Song blieb von Kummer unberührt. Warum Rikje, die damals ein Kleinkind war und längst schlief, ihren weißen Hund so viel später nach dem schwarzen Sänger benannt hat, ist mir ein Rätsel, so viel Sinn für Ironie traue ich ihr nicht zu, eher sind wir bis in den Tiefschlaf hinein geprägt vom Gefühlsschlamassel unserer Eltern.

In meiner ersten eigenen Wohnung habe ich mich einmal in die Wanne gelegt und heißes Wasser bis kurz unterm Überlauf eingelassen, ich hoffte, in Panik zu geraten, hoffte auf eine Erscheinung, vielleicht auf ein sich im Dampf materialisierendes Gesicht, es war albern, aber ich dachte, jemand hätte mich